

Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung

DIE FAHRENDEN

Innen- und Aussenansichten

Die Jenischen zwischen Graubünden, Vinschgau, Oberinntal, Schwaben und Bayern

Samstag, 19. Januar 2002

Haus zum Rosengarten, Gräsch, Prättigau, Graubünden

von Thomas Huonker

<http://www.thata.ch/>

Geschätzte Anwesende!

Es freut mich sehr, zur Eröffnung dieser Ausstellung hier im Prättigau einige Worte sagen zu dürfen. Die Jenischen sind eine Volksgruppe, deren Angehörige seit Jahrhunderten in Graubünden – auch hier im Prättigau – leben, ebenso wie in Oesterreich, Deutschland, Frankreich und Italien. Man kennt sie als die Bewohner von Wohnwagen, aber auch von Wohnungen und Häusern, die mit ihren Gewerben weit im Land herumkommen, unter anderem auch deshalb, weil sie nicht überall willkommen sind und oft wieder verjagt werden. Wo sie aber ihre Plätze finden, da finden sie auch Arbeit und Kundschaft. Oft ist es ein und derselbe Jenische, der am Wochenende als Musiker arbeitet, unter der Woche aber als Händler tätig ist, etwa mit Schrott, Antiquitäten, Korberwaren oder als Verkäufer von Seilerwaren. Auch in anderen Branchen sind die Jenischen zuhause. Immer flexibel, je nach Nachfrage und Bedarf gehen sie ihren Gewerben nach. So auch immer noch als Schleifer – selbst von modernsten Geräten wie beispielsweise Aktenvernichtern –, als Pfannenbodenflicker, oft auch als Transportgewerbler. Auch die jenischen Frauen sind beruflich vielfältig aktiv, oft als Hausiererinnen mit Küchenutensilien, Heimtextilien, Bürsten und Besen. Früh werden die jenischen Kinder eingeführt in das breite Spektrum der elterlichen Erwerbszweige. Nicht alle machen eine Lehre und wenige besuchen höhere Schulen – wenn es auch jenische Akademiker gibt wie den Zürcher Geschichtspräsident Roger Sablonier. Aber wenn sie mit den elterlichen Gewerben aufwachsen können, lernen die jenischen Jugendlichen gleich mehrere Berufe gleichzeitig. So betrachtet ist das jenische Ausbildungssystem immer schon eine Vorwegnahme dessen gewesen, was heute die Bildungspolitiker fordern:

Lebenslängliches Lernen und Umlernen, flexible Anpassung an das sich stets verändernde wirtschaftliche Umfeld, Bereitschaft zum Umdenken, Kenntnisse, Praxis und Fertigkeiten in vielen verschiedenen Bereichen.

Die Jenischen haben nicht nur ihre eigene wirtschaftlich und kulturell besonders ausgeprägte Lebensweise – und das trifft auf die Fahrenden wie auf die sesshaften sogenannten „Betonjenischen“ zu – die Jenischen haben auch ihre eigene Sprache. Die Sprache Jenisch ist sehr alt. Schon die ausdrückliche Benennung der Sprache als Jenisch lässt sich über den Zeitraum eines Vierteljahrtausends zurückverfolgen. Das sogenannte Rotwelsch, das die Fahrenden schon im Mittelalter sprachen und dessen Wortbestand zum grossen Teil mit dem modernen Jenisch übereinstimmt, ist noch viel älter. Jenisch war lange nur eine gesprochene Sprache, ist deshalb aber auch lebendig und anpassungsfähig geblieben. Heute gibt es einige Jenische, die auch jenisch schreiben, so zum Beispiel der Initiator dieser Ausstellung, die ja im Schlossmuseum von Landeck ihren ersten Aufstellungsort hatte, der jenische Schriftsteller Romed Mungenast aus Tirol. Das Jenische hat dabei auch seine eigenen Dialekte und Varianten. Zwar verstehen sich Jenische aus dem Elsass und aus dem Südtirol, aber jede Gruppe hat wieder ihre eigene Dialekttönung.

Unter den Fahrenden gibt es verschiedenste Gruppen, nicht nur die verschiedenen jenischen Grossfamilien, von denen einige der zahlreichsten ja aus Graubünden stammen, sondern auch Angehörige anderer Stämme. Zu nennen sind da die Roma oder die Sinti. Letztere nennen sich auch Manische oder Manusch. Diese Gruppen sprechen aber nicht jenisch, sondern Romanes. Das ist eine nahe mit dem altindischen Sanskrit verwandte Sprache, die auf die Herkunft dieser Stämme aus Indien verweist. Als sie in der Schweiz ankamen – es gibt dazu die genau überlieferte Jahrzahl 1418 – gab es hier aber bereits die Fahrenden des Mittelalters.

Teilweise betätigten sich die beiden unterschiedlichen Gruppen in denselben Gewerben, wobei auch noch das Wahrsagen und die Schaustellerei zu erwähnen sind. Einige Wahrsagerinnen lesen die Linien der Hände, um den Kunden mehr oder weniger klaren Aufschluss über ihr Schicksal zu geben. Andere legen Karten, und zwar vorzugsweise die Karten des Tarot. Einige Tarotkarten, etwa der Wagen oder das Rad, verweisen deutlich auf die enge Verbundenheit dieser uralten

Überlieferung mit den Fahrenden. In der neueren Zeit hat sich die Beliebtheit der Tarot-Symbole auch weit in andere Bevölkerungskreise ausgebreitet. Die berühmte Künstlerin Niki de St. Phalle hat ihr grösstes, begeh- und bewohnbares Kunstwerk, ihren Tarot-Garten von Garavichio, den Figuren des Tarot gewidmet. Und der Schweizer Künstler Walter Wegmüller gestaltete seine jenische Tarotkarten-Variante.

Aus der Schaustellerei der Fahrenden entwickelten sich einerseits die grossen Dynastien der Erbauer von Chilbi-Attraktionen wie Riesenräder oder Achterbahnen. Andererseits haben auch viele grosse Zirkusdynastien, etwa die Zirkusfamilien Nock, Knie oder Bouglione, ihren Ursprung in Familien von Jenischen oder Sinti.

Und wer kennt und liebt nicht die verschiedenen Sparten der Musik, die von diesen Gruppen geprägt worden sind. Das geht vom spanischen Flamenco Gitano über den Gitarrenjazz von Django Reinhardt, die Roma-Orchester in Ungarn und im Balkan bis zur Fränzli-Musik oder den vielen jenischen Ländlerkapellen; die letzteren beiden Musikrichtungen sind ja auch im Veranstaltungsprogramm der Ausstellung vertreten.

Die Fahrenden, in allen ihren Gruppen, und gerade auch die Jenischen, verfügen also über eine reiche, altehrwürdige, vielfältige Kultur und Tradition.

Bekanntlich ist es aber in unserer Welt nicht so, dass alle Kulturen als gleichwertig respektiert, geachtet und gefördert werden. So grosse und schöpferische Kulturen wie die der Inkas und der Mayas galten den spanischen Eroberern Lateinamerikas als primitiv und barbarisch, ihre Kunstwerke zerstörten sie als Teufelswerk, das Gold und die Edelsteine, aus denen sie hergestellt waren, raubten sie den Eroberten. Die Menschen aus diesen und anderen Kulturen Lateinamerikas wurden den Spaniern möglichst ähnlich gemacht – assimiliert – oder ausgerottet.

Ähnlich schlimm erging es den Kulturen der ursprünglichen Einwohner in Nordamerika und Australien. Auch in Ländern, wo sich die christlichen Weissen nicht ständig festsetzen konnten, in Asien und in Afrika, wurden die alten Kulturen und Sprachen als minderwertig betrachtet und viele Kunstwerke vernichtet.

Auch heute ist es noch so, dass intolerante Machthaber in vielen Ländern Vertreter anderer Kulturen und Religionen als Feinde betrachten, ihre Traditionen und Heiligtümer missachten und zerstören oder alle Angehörige fremder Kulturen von vornherein unter den Verdacht stellen, Kriminelle oder Terroristen zu sein.

Oft sind es die Kulturen der kleinen Völker, der Minderheiten, welche unter solcher Intoleranz am meisten zu leiden haben. Als Historiker kann ich es mir und Ihnen nicht ersparen, auf die Verfolgungsgeschichte der Fahrenden kurz einzugehen; ich habe das ausführlicher in einem Buch über die Jenischen und in einem Band des Bergier-Berichts über den Umgang der Schweiz mit den Roma, Sinti und Jenischen getan. Beide Bücher – neben etlichen anderen Büchern zum Thema der Aufstellung – liegen hier auf.

Schon zu Zeiten, als auch die Obrigkeit noch zu den Fahrenden zählte, als nämlich Kaiser wie Karl der Grosse von Provinz zu Provinz zogen und fahrende Minnesänger geachtete Mitglieder der oberen Zehntausend waren, gab es Fahrende, die sehr viel kritischer betrachtet wurden.

Vielfach mussten sie öfter und schneller herumreisen oder fliehen, als sie das aus eigener Reiselust getan hätten. Schon im 8. Jahrhundert wurden Bärenführer und Gaukler als unerwünscht erklärt, und es folgt eine lange Reihe von Gesetzen und Vorschriften zur Wegweisung des Fahrenden Volks aus den Mauern und Grenzen der Sesshaften.

Je geregelter das Leben wurde, je mehr alles Land genutzt und überbaut wurde, an desto weniger Plätzen fanden die Fahrenden mit ihren Zelten oder Wagen unbehelligt Unterschlupf. Es ist kein Zufall, dass die Jenischen in dichtbewaldeten und spärlich bevölkerten Gebieten wie in den Vogesen, im Schwarzwald oder auch in Graubünden sich noch am ehesten halten konnten.

Die Verfolgungsgeschichte gegenüber den Fahrenden hat eine lange Blutspur hinterlassen. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert war es in ganz Europa – auch in der Schweiz – üblich, die als „Zigeuner“, „Heiden“ oder „herrenloses Gesindel“ abwertend Bezeichneten ohne weiteres auszuweisen. Statt eines Abweisungsstempels im Pass brannte man ihnen mit glühenden Eisen Brandmarkungen auf die Haut. Wer sich mit einer solchen Abstempelung wieder blicken liess, wurde gehängt oder mit Gewinn nach Frankreich oder nach Venedig auf die Galeeren verkauft,

was nahezu sicher ebenfalls den Tod bedeutete. Kinder und Frauen wurden, soweit es nicht hiess: Mitgefangen, mitgehungen, in Arbeitsanstalten gesteckt.

In einem einzigen europäischen Land waren die Roma geduldet, in Rumänien. Dort allerdings unterlagen sie bis ins Jahr 1859, ganz ähnlich wie die Schwarzen in den USA oder in Brasilien, der Sklaverei. Sie mussten in Bergwerken oder bei Grossgrundbesitzern Zwangsarbeit verrichten.

Erst im 19. Jahrhundert begann sich der demokratische Grundgedanke zu verbreiten, alle Menschen seien gleich viel wert. Nach dem Scheitern eines ersten Anlaufs in der Helvetik war es der Bundesstaat von 1848, der drei Jahren nach seiner Gründung auch den sogenannten Heimatlosen, worunter viele Fahrende und viele Papierlose waren, Bürgerrechte zugestand. In Anwendung des Heimatlosengesetzes sortierte der Bundesanwalt mit grossem polizeilichem und bürokratischem Aufwand aus, welche der allesamt sorgsam fotografierten Papierlosen auszuschaffen seien und welche einzubürgern seien.

In vielen Kantonen, auch in Graubünden, dauerte es dann jahrzehntelang, bis sich einige abgelegene Gemeinden fanden, welche die ungeliebten Neubürger aufnahmen – allerdings als Bürger zweiter Klasse, ohne Recht auf Gemeindebesitz wie Alpen oder Wald. Wollten sie dort leben, mussten sie es als Alpknechte oder als Schindelmacher versuchen. Die meisten zogen es aber vor, im Unterland und im nahen Ausland ihren gewohnten Wanderrouen zu folgen. Einige dieser wenigen, damals mausarmen Berggemeinden im Kanton Graubünden, die so zum Bürgerort jensischer Familien wurden, haben sich unterdessen zu bekannten Skisportzentren entwickelt. Statt sie einzubürgern, haben etliche Gemeinden und Kantone auch viele fahrende Familien als Passagiere dritter Klasse nach Nord- oder Südamerika deportiert.

Dasselbe Heimatlosengesetz, das den eingebürgerten Fahrenden ihre neuen Heimatorte vermittelte, verbot ihnen das gewerbsmässige Umherziehen in Begleitung schulpflichtiger Kinder. Das bedeutete für die meist kinderreichen Familien der Jenischen ein Verbot der fahrenden Lebensweise. Zu noch einschneidenderen Massnahmen riefen dann im 20. Jahrhundert der Bündner Psychiater Josef Jörger und der Pro-Juventute-Sekretär Alfred Siegfried auf. Sie propagierten und praktizierten die Auflösung des Verbands des Fahrenden Volks durch die gewaltsame und

systematische Wegnahme der jenischen Kinder von ihren Eltern. Sogar die Geschwister wurden getrennt. Sie kamen in Anstalten oder in nicht-jenische Familien, wo sie oft misshandelt und teilweise sexuell missbraucht wurden. Eltern, die sich wehrten, kamen in Arbeitsanstalten oder psychiatrische Kliniken. Diese Massnahmen gingen davon aus, dass die Jenischen „erblich minderwertig“ seien und dass dieses „unheilvolle Erbe“, wie es Jörger formulierte, nur verdünnt, verteilt und dekulturniert zu tolerieren sei.

Ähnliche Gedanken betreffend angeblich „höherwertige“ und „minderwertige“ Menschen, wenn auch noch weit grausamer zugespitzt bis zum Massenmord in den Konzentrationslagern, führten in Hitlerdeutschland, das zeitweise halb Europa umfasste, zur Tötung von 600 000 Roma, Sinti und Jenischen. Zwar endeten diese Verfolgungen 1945, doch blieben die Fahrenden auch nachher geächtete Aussenseiter. Erst seit den 70er Jahren haben sich die deutschen Sinti und auch Roma vieler anderer Länder organisiert und fordern ihre Rechte als gleichwertige Mitbürger ein.

In der Schweiz blieb es sogar bis 1973 die offizielle Politik, Fahrende dürfe es hierzulande nicht geben. Die ausländischen Fahrenden wurden bis 1972 konsequent an der Grenze zurückgewiesen. Das hatten die Schweizer Polizeibehörden seit 1888 getan, und zwar auch während des zweiten Weltkriegs. Damals wurden neben zehntausenden von jüdischen Flüchtlingen auch viele Sinti und Jenische, die in die Schweiz fliehen wollten, in Hitlers Reich der Todeslager zurückgewiesen.

Die Kindswegnahmen an den Schweizer Fahrenden dauerten bis 1973 an. Erst auf öffentliche Kritik, wie sie Hans Caprez, Mariella Mehr und andere engagiert vortrugen und wie sie der „Beobachter“ und andere kritische Blätter immer wieder veröffentlichten, schloss die Pro Juventute ihr jahrzehntelang staatlich subventioniertes angebliches „Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse“. 1986 entschuldigte sich Bundespräsident Alfons Egli für das Vorgehen gegen die Jenischen, und es wurden beschämend spärliche Summen als Gesten der Wiedergutmachung ausbezahlt.

Immerhin werden die 1975 gegründete Radgenossenschaft der Landstrasse und andere, später entstandene Organisationen der Fahrenden inzwischen bei den Behörden und in der Öffentlichkeit als Vertreter einer Volksgruppe zunehmend ernst genommen und auch schon spärlich subventioniert. Aber

es bleibt noch viel zu tun, bis die Jenischen als schweizerische Minderheit mit den gleichen Rechten wie alle anderen dastehen.

Ganz am Anfang stehen die Jenischen auf diesem Weg in den andern Ländern. Letztes Jahr, aus Anlass eben dieser Ausstellung, die jetzt hierher gekommen ist, wurde in Österreich ein jenischer Kulturverband gegründet, und auch die deutschen Jenischen werden langsam als Teil der kulturellen Vielfalt und als eigenständige Volksgruppe wahrgenommen.

Es ist zu hoffen, dass Begegnungen und Veranstaltungen wie diese Ausstellung ein kleines Stückchen beitragen zum weiteren Ausbau von gegenseitigem Respekt, von Sympathie, Verständnis und Toleranz zwischen allen kulturellen, ethnischen und religiösen Gruppen unter den Menschen, die doch besser miteinander als gegeneinander leben und leben lassen sollen und können.